



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Entscheidung und die Zukunft der Parteien in England.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

liedern, zu Märchens, zu Suleikas Gesängen machen eine stattliche Anzahl aus, dazu die Mädchenlieder von Heyse (Schumann und Jensen), der Cyllus „Thänen“ von Chamisso (Jensen und teilweise R. Franz), die Entfugungslieder von F. v. Holstein, die zarten Märkischen Lieder (Schumann, op. 64, Nr. 1 und 2, R. Franz, op. 28, Nr. 2, Brahms, op. 59, 5). In den drei ersten Schubert-Albums (Verlag von Peters) zähle ich zwanzig Mädchenlieder, im Mendelssohn-Album zehn, in dem ersten Schumann-Album neun. Ich nenne nur noch ein paar meiner Lieblinge von Brahms: op. 3, Nr. 1 und 4, op. 6, Nr. 7, op. 48, Nr. 3 und 4, op. 57, Nr. 1, op. 86, Nr. 1, op. 97, Nr. 4. Doch wozu die Aufzählung fortsetzen, die sich namentlich aus R. Franz (op. 1, op. 4, op. 6, op. 10, op. 11, op. 13, op. 17, op. 23, op. 28, op. 30, op. 35, op. 36) leicht vermehren ließe? Die Sängerinnen lesen ja meinen Aufsatz doch nicht oder kümmern sich jedenfalls nicht um die von mir ausgesprochenen Ansichten. Aber zu offenbaren Mißständen darum zu schweigen, weil man daran verzweifelt, sie bessern zu können — dazu kann ich mich nicht entschließen. Jedenfalls ist es des Rufes von Leipzig als einer der musikalisch am weitesten fortgeschrittenen Städte Deutschlands nicht unwürdig, wenn ein dem musikalischen Parteigetriebe zwar fernstehender, aber auch musikliebender Mensch den Berufsmusikern einige Beobachtungen vorträgt, die sich ihm immer und immer aufgedrängt haben. Allzu weitgehende Hoffnungen, der hohen Kunst und ihren treuen Verehrern damit einen wirklichen Dienst zu erweisen, hege ich, wie gesagt, nicht.

Leipzig.

Rudolf Beer.



Die Entscheidung und die Zukunft der Parteien in England.



Im englischen Unterhause ist in der verflossenen Woche endlich die Entscheidung über die Home-rule-Bill erfolgt, und zwar so, wie wir schon vor geraumer Zeit mit ziemlicher Bestimmtheit erwartet und vorausgesagt haben. Gladstones unglücklicher Gesetzesentwurf ist von den Vertretern des britischen Volkes mit anfänglicher Stimmenmehrheit verworfen und so die größte Gefahr, mit welcher die Einheit des Reiches der Königin Viktoria jemals bedroht war, bis auf weiteres abgewendet worden. In später Stunde der Nacht vom 7. zum 8. Juni schritt die Versammlung zur Abstimmung über die zweite Lesung der vielbesprochenen Bill, und es ergab sich, daß von den fast vollzählig anwesenden

nicht, wenn dem „musikalischen“ Publikum wieder einmal eingeschärft würde, was man von einem gebildeten Hörer der Musik erwartet und was Leutritz (Tonische Studien) so hübsch in einem Verschen zusammenfaßt:

Wer ein Konzert besuchen will,
Sei pünktlich da und sitze still,
Tret' auch den Takt nicht voll Gefühl
Und laß' unnützes Fächerspiel,
Und steh' nicht auf und lauf' nicht fort,
Bevor verklang der Schlußakkord.
Wer dazu sich nicht kann verstehen,
Der mag zur Wachparade gehn.

(Schade, daß nicht auch ein Wörtchen vom Schwagen in Konzerten und vom unzeitigen Programmumwenden mit darin steht!) Gegenüber dem hohlen Gerede von unsrer hochmusikalischen Zeit müßte endlich auf die Massenfabrikation der Markterwerkzeuge Orchestrion, Melodion, Accordion, Ariston und wie diese veredelten (?) Veierkasten alle heißen, aufmerksam gemacht werden. Kurz, alles das und noch viel mehr müßte den Inhalt eines Buches über die musikalischen Sünden unsrer Zeit bilden. Ich will mich jedoch für heute auf einige Bemerkungen über Liederkomposition und Liedervortrag beschränken.

Sowie die deutsche Metrik nicht bestehen kann, ohne fortwährend Fühlung mit der Musik zu behalten, so darf umgekehrt auch die musikalische Gestaltung eines Liedes von seiner Wortform — von seiner Sprechmelodie, will ich einmal sagen — sich nicht zu weit entfernen, will sie nicht gewaltsam und unschön erscheinen. Der Komponist oder Lieddichter, wie man heute nach Campes Vorschlag gern sagt, soll durch den größern Reichtum an Ausdrucksmitteln, der ihm zu Gebote steht, das Tonbild eines Gedichtes saftiger, farbenreicher gestalten, dann fördert er in der rechten Weise das Verständnis der Dichtung. Wenn die gewichtigen Silben durch die Zeitdauer, Stärke oder Höhe des Tones hervorgehoben werden, der gesamte Stimmungsgehalt eines Liedes in mehr oder minder selbständigen Instrumentalmotiven weitergeführt wird — man denke an den Schluß der Begleitung von Schumanns „Frauenliebe und -Leben“ —, so dringen wir oft zu einem viel tiefern Verstehen vor, zu jenem vollen Nachempfinden oder sogar Nachdichten, welches die letzte Höhe des Verständnisses bezeichnet.

Hierzu ist aber vor allen Dingen erforderlich, daß der Komponist mit der nötigen Hochachtung an das Dichtervort herantritt, und daran fehlt es leider recht oft. Wer ein Lied komponiert, tritt in den Dienst des Dichtervortes, und ich bestreite dem Komponisten unbedingt das Recht, ein Gedicht zum Zwecke der Komposition umzugestalten. Ein Gedicht ist ein fertiges, unantastbares Kunstwerk, und nur der Dichter selbst ist befugt, irgendwelche Änderungen daran vorzunehmen. Zu welchen Zugeständnissen an die Musiker sich übrigens manchmal die Dichter selbst herbeilassen, dafür erlebte ich letzten Winter ein

hübsches Beispiel. Zu einer Dichtung „Thermopylä,“ komponirt für Soli und Männerchor mit vierhändiger Klavierbegleitung von Richard Müller, hatte der Dichter (Theodor Souhay) „auf Wunsch des Komponisten zu dessen musikalischer Intention“ dem Epilog (wörtlich aus dem Programm des Leipziger Universitäts- gesangvereins Arion vom 29. Januar 1886) folgende Fassung gegeben:

Und so sank sie dahin in das grüne Gras,
Die tapfere Schaar des Leonidas.
Wie ihr (?), so leucht' es auf unserem Schild,
Vom wehenden Banner im deutschen Gefild:
Gott schütze dich vor tiefer Not,
Mein Vaterland! Treu dir zum Tod!

Indessen von dichterischen Sünden will ich jetzt nicht reden. Den unerläßlichen Beweis dafür, daß der Liederkomponist seinen Beruf richtig versteht, liefert derselbe zuerst dadurch, daß er sich nie und nimmer unterfängt, den Dichter meistern zu wollen.

Die willkürlichsten Abweichungen vom Wortlaute der Gedichte hat sich wohl Mendelssohn erlaubt. Bekannt ist seine Mißhandlung des Heineschen Textes:

Ich wollt', meine Schmerzen ergößen
Sich all in ein einziges Wort.
Das gäb' ich den lustigen Winden,
Die trügen es lustig fort.

Schon Oskar Blumenthal in der Deutschen Dichtershalle (1873, S. 34) hat ihm diese Verfündigung an dem Dichter vorgeworfen und die Musikkritiker auf derartige musikalische Verwässerungen aufmerksam gemacht — ohne jeden Erfolg, wie mich dünkt. Aus Mendelssohn ließen sich die Beispiele häufen: man vergleiche seine „Herbstklage“ von Lenau (Holder Lenz, du bist dahin) und die rücksichtslose Änderung des tieftraurigen Schlusses (welches Laub und welches Hoffen) in einen vergnügten (neues Laub wie neues Hoffen), ferner das „Nachtlied“ von Eichendorff (Vergangen ist der lichte Tag), von dem er zwei Strophen aus der Mitte gestrichen und außerdem ein Wort geändert hat u. s. w.

Aber Mendelssohn ist nicht der einzige; es giebt vielmehr wenige Tonsetzer, die diesen Fehler ganz vermeiden. Das schöne Gebet von Geibel: „Herr, den ich tief im Herzen trage“ ist in der vielgesungenen Komposition von Hiller in unverantwortlicher Weise verballhornt.

Selbst wenn der Grund erkennbar ist, wie in der „Mainacht“ von Brahms (Wann der silberne Mond durch die Gesträuche blinkt), wo der Komponist von vier Strophen die zweite ausläßt, muß das Verfahren verurteilt werden. Und sollte sogar ein Kunstwerk ersten Ranges so entstehen, so stört das Bewußtsein des Unrechts, das dem Dichter widerfährt, dem denkenden Hörer den Genuß, und das Mittel bleibt unter allen Umständen verwerflich. Wie viele mögen, als sie die „Rhapsodie“ von Brahms zum erstenmale hörten, gleich gewußt

haben, daß die Überschrift sozusagen als Entschuldigung des Komponisten aufzufassen ist, daß er uns da ein aus dem Zusammenhange gerissenes Stück von Goethes „Harzreise im Winter“ vorführt? Und wem mag der weggelassene Anfang dieses großartigen Gedichtes so gegenwärtig gewesen sein, daß er die Stimmung des Vorspieles begreifen konnte und die Trostlosigkeit, in der dann der Text einsetzt:

Aber abseits, wer ist's?

In's Gebüsch verliert sich sein Pfad.

Wer gewohnt ist, ein Lied nicht zu studiren, ohne daß er die Fassung des Textes beim Dichter vergleicht, der weiß, wie außerordentlich verbreitet diese offenbare Unsitte unter den Musikern ist. In welcher Weise aber viele von ihnen ihr Verhältnis zum Dichter auffassen, das zeigt der zwar schon oft gerügte, indes immer wieder dann und wann auftauchende Mißbrauch, den Dichter gar nicht mehr zu nennen. Jeder gebildete Musiker sollte doch heutzutage wissen, daß Wort und Weise in einem Liede gleichberechtigte Bestandteile sind und daß ein echtes Kunstwerk ihre volle gegenseitige Durchdringung erheischt.

Weit häufiger aber noch, als der Fehler der ehrfurchtslosen Verzerrung der Texte, ist der zweite, den ich rügen will: verkehrte Wahl der Kompositionsform.

Soll eine kunstgerechte Liedweise das Tonbild, welches die verständige und ausdrucksvolle Deklamation eines Gedichtes giebt, zu ihrer Grundlage haben, so darf die Kompositionsform und die durch sie geforderte Vortragsart auch nicht im Widerspruche stehen mit dem Gedankenbilde, das der Text schon ohne Töne in unsrer Seele erzeugt.

Demnach kann ein Gedicht nur dann als Chorlied komponirt werden, wenn es eine Stimmung wiedergiebt, die viele gemeinsam haben können, wie etwa das Mendelssohn'sche „Wer hat dich, du schöner Wald“ (Vers 3: Was wir still gelobt im Wald, wollens draußen ehrlich halten). Aber ist es nicht komisch, von einer ganzen Schaar von Männern singen zu hören:

Das ist der Tag des Herrn!

Ich bin allein auf weiter Flur.?

Und muß es nicht geradezu als schlechter Witz gelten, wenn bei dem letzten großen Hamburger Sängerkongresse ein paar tausend Sangesbrüder das Quartett von Koschat vortrugen:

Verlossen, verlossen,
Verlossen bin i,
Wie der Stoan auf der Straßen,
Na Diandle mag mi.

Drum geh i zum Kirchlän,
Zum Kirchlän hinaus,
Dort knia i mi nieder
Und woan mi halt aus.

Im Wald steht a Hügerl,
Viel Bleamerl blihn drauf,
Drunt schloft mei arms Diandle,
Na Lieb weckts mehr auf.

Dorthin is mei Wallfahrt,
Dorthin is mei Sinn,
Dort mirk i halt deutli,
Wia verlossen i bin.

Dieses Lied kann nur für eine Stimme komponirt werden, sein Inhalt läßt etwas andres einfach nicht zu. Koschat selbst hat seine Komposition desselben freilich auch für zwei Singstimmen arrangirt. Ich habe schon einmal den Genuß gehabt, es in Gesellschaft von einer Sopranistin und einem Bariton vortragen zu hören. Und es lachte nicht einmal jemand!

Aber lacht man denn, wenn ein Häuflein ehrbarer junger Damen und Herren sich zusammenthun zu dem Zwecke, das Mendelssohn'sche „Entflieh mit mir und sei mein Weib u.“ zu singen? Man muß noch froh sein, daß die jungen Damen sich in der Regel um den Text garnicht kümmern; wer weiß, welche entfittlichende Wirkung das vielverbreitete Lied schon geübt, wie viel Unheil es schon angerichtet hätte!

Gedichte, die einer Stimmung Ausdruck geben, welche nur einem Einzelnen angehört und vernünftigerweise angehören kann, können das Gebiet des einstimmigen Liedes nicht verlassen, ohne in ihrer künstlerischen Gesamtwirkung geschädigt zu werden; so wenig man sie für vier oder mehr Stimmen setzen darf, ebenso wenig, ja fast noch weniger eignen sie sich zu Duetten, weil die Zweierheit der vortragenden Künstler vielfach noch weit störender ist als die Vielheit derselben, besonders dann, wenn sie ein Pärchen bilden und es sich um Liebeslieder handelt.

Ich kenne Duette von G. Haffe für Sopran und Bariton, also für Mann und Frau geschrieben (musikalisch sind sie garnicht übel), deren Texte Wehmut und Klage einer Verlassenen ausdrücken; z. B. ist darunter das böhmische Volksliedchen „Sternchen mit dem trüben Schein,“ das auch Brahms (op. 48, Nr. 4), natürlich für eine Stimme, komponirt hat. So hat selbst Adolf Jensen das Osterwald'sche Gedicht „Nun steh' ich auf der höchsten Höh“ (Sehnsucht des einsamen Liebenden) für zwei Stimmen gesetzt, und es läßt sich leicht nachweisen, daß nur einer ganz geringen Anzahl von Tonsetzern die unbestreitbare Wahrheit aufgegangen ist, wie ganz anders Duette wirken, die als solche vom Dichter schon empfunden sind. Welch breiten Raum nehmen im ältern und neuern Volksliede die Gesprächslieder ein! Erst einige der neuern Komponisten kehren zu dieser überaus wirksamen Kunstform zurück. Schumann hat, wie in der neuern Gestaltung des Kunstliedes überhaupt, den Weg gezeigt (op. 34, Nr. 2 und 3, Texte von Burns, op. 101, Nr. 3, Text von Rückert), Brahms ist ihm mit Glück nachgefolgt (op. 28, vier Duette für Alt und Bariton, ferner in der mächtigen Ballade Edward). Von andern Komponisten nenne ich, was mir noch eben an Gesprächsliedern zur Hand ist: A. Reißmann, op. 4, vier Duette für Sopran und Bariton; Albert Dietrich, op. 28, vier Duette für Sopran und Bariton; Georg Henschel, op. 28, drei Duette für Sopran und Bariton; Paul Umlauf, op. 27, Nr. 1 und 4.

Selbstverständlich müssen nicht alle Duette Gesprächslieder sein; ich will nur an einige andre, nach Wort und Weise prächtige Duette erinnern: Schumann,

So wahr die Sonne scheint; Reinecke, Kein Sorg' um den Weg; Reinecke, Ein Bruder und eine Schwester; Brahms, Wir Schwestern zwei, wir schönen. Man vergleiche damit die sämtlichen Mendelssohnschen Duette, bekanntlich die meist gesungenen. Nur eins von ihnen, Suleika und Hatem, hat einen Wortlaut, der die Form des Duettts verlangte, die wenigsten sind derart, daß die zweistimmige Fassung erklärlich ist: aus reiner Laune hat er ihnen diese Gestalt gegeben.

Was ich verlange, ist, daß der Komponist, ehe er den ersten Notenkopf schreibt, sich in den gesamten Gedanken- und Gehühlsinhalt des Liedes versenke, die Lage, aus der heraus die Dichterworte flossen, sich vor die Seele führe und mit sorgfältiger Rücksicht hierauf ihre musikalische Gestaltung unternehme. Mir scheint, es ist das der bekannte Satz: die Technik ist abhängig von dem zu verarbeitenden Material, nur übertragen auf ein Kunstgebiet, das von solchen Stilgesetzen seither nicht viel hat wissen wollen.

Aber nicht bloß der Komponist hat dem Inhalte des darzustellenden Liedes genaue Beachtung zu schenken, sondern ebenso auch die vortragenden Sänger und Sängerinnen. Wie häufig dies unterlassen wird, zeigen uns die Konzertprogramme; namentlich die Sängerinnen, und unter ihnen vorzugsweise wieder die Altistinnen sind es, die in dieser Beziehung oft sonderbare Zumutungen an die Konzertbesucher stellen.

Wird wohl je ein Sänger den allbekanntesten Schumannschen Liederkreis „Frauenliebe und -Leben“ zum Vortrag wählen? Oder sollte es je einem Tenoristen in den Sinn kommen, Märchens Lied aus Egmont zu singen: „D hätt' ich ein Wamslein und Hosen und Hut!“ oder auch nur die Schubertschen Mignonlieder? Wer in dieser Weise die Natur auf den Kopf stellen wollte, würde doch mit Recht ausgelacht werden. Aber ist es denn etwas anderes, wenn eine Sängerin Beethovens Liederkreis „An die ferne Geliebte“ vorträgt? Nach einem Konzertbericht aus Würzburg (Musikal. Zentralblatt 1884, Nr. 22) hat ein Fräulein von Berg die Unerforschlichkeit befaßen, dies zu thun, aber ähnliches kann man auch in Leipzig und überall in jedem Konzerte erleben! Natürlich giebt es eine Menge Lieder, die, obschon sie männlichen Empfindungen Ausdruck geben, im Munde der Frau immerhin denkbar oder erträglich sind. Aber die eigentlichen Werbelieder, die die Schönheit der Geliebten preisen, ihre liebe, kleine Hand, ihr goldnes oder rabenschwarzes Lockenhaar, ihr rotes Mündlein, „die Grübchen in den Wangen, das Grübchen in dem Kinn,“ das Beben ihrer weißen Brust, dann die Geständnislieder (Schumann op. 48, Nr. 1), die vergeblichen und erfolgreichen Ständchen, die Aufforderungen, sich entführen zu lassen, ferner jene Siegeslieder der Liebe: Sie ist deine, sie ist dein! — all das sollte doch ein zartfühlendes Weib garnicht über die Lippen bringen! Nun werden manche einwenden: die Sängerin tritt garnicht in ihrer Eigenschaft als Weib auf, ihre Stimme ist einfach das Instrument zur Darstellung des betreffenden Liedes. Ja, aber kann und will man denn das Geschlecht und das

natürliche Verhältnis der Geschlechter im Konzertsaale so ganz vergessen? und ist etwa die Tracht der Sängerinnen darauf berechnet, ihre holde Weiblichkeit und die äußern Vorzüge ihres Geschlechts zu verstecken? und all die Operngucker, die im Augenblicke des Auftretens der Künstlerin sich auf das Podium richten, beweisen die etwa, daß man nur für die Töne der Stimme Ohren, nicht auch Augen für etwas andres hat? Nein, eine große Menge Lieder werden im Munde der Frau einfach zu Taktlosigkeiten, die das denkende Publikum ablehnen sollte! Da sang im Leipziger Gewandhause (im dritten Konzert des Winters 1884/85) ein Fräulein Walter das venetianische Gondellied von Mendelssohn: „Wenn durch die Piazzetta die Abendluft weht z.“ Es ist das eines von den Entführungsliedern, der Liebhaber fordert seine Ninetta auf, mit ihm das Boot zu besteigen u. s. f. Wie kann das nur eine junge Dame singen? Aber Fräulein Walter half sich in äußerst geistreicher Weise über das Bedenken hinweg, das ihr also doch wohl auch gekommen sein mußte: sie sang im letzten Vers: Laß durch die Lagunen, Geliebter, uns fliehn! Nun ist denn doch der Unsinn voll: eine Dame singt eine Dame, Ninetta mit Namen, an, nennt sie ihren Geliebten und fleht sie an, sich entführen zu lassen. Kann man das ernsthaft anhören? Sollte nicht die Kritik mit Keulenschlägen gegen derartigen Blödsinn losgehen? Aber wer auf die Gedankenlosigkeit und Denksaulheit der Menschen rechnet, der verrechnet sich selten oder nie!

Ich habe mir schon manchmal Mühe gegeben, Sängerinnen auf das Unweibliche und Unzarte aufmerksam zu machen, das in dem Vortrage solcher unverkennbaren Männerlieder durch eine Frau liegt. Sonderbar: Dilettantinnen gaben mir meist recht, Künstlerinnen von Fach nie. Oft verstanden sie mich nicht gleich, der Gedanke war ihnen zu neu, als daß sie ihn gleich hätten fassen können. Dann aber sagten sie: Das würde eine ganz ungerechtfertigte Beschränkung unsers Repertoires sein. Das ist nun ganz und gar nicht der Fall. Denn erstens giebt es eine zahllose Menge von Liedern, die männlichen und weiblichen Vortrag gleichermaßen zulassen. Dahin gehören alle erzählenden Lieder, Romanzen, Balladen, und zweitens giebt es eine Fülle so prächtiger Mädchenlieder, die man selten oder niemals hört, daß die verehrten Sängerinnen genug und übergenug zu thun hätten, wenn sie diese alle kennen lernen wollten! Überhaupt ist der Kreis der herkömmlichen Konzertlieder so eng, daß man es, wenn man die gehäuften Schätze der neuern Liedliteratur nur ein klein wenig kennt, garnicht begreifen kann. Da ist zuerst die große Gruppe der Kinder- und Wiegenlieder, die den Sängerinnen vorbehalten bleiben müssen. Dann die Lieder der Sehnsucht nach dem fernen oder treulosen Geliebten (wie R. Franz, op. 35, Nr. 1), die Klagelieder der Verlassenen, die Jubellieder der Glücklichen (R. Franz, op. 4, Heft 2, Nr. 7: Er ist gekommen in Sturm und Regen) — es ließen sich leicht Hunderte von schönen Mädchenliedern zusammenstellen. Schon die mannichfachen Kompositionen zu Goethes Gretchen am Spinnrade, zu seinen Mignon-

Mitgliedern des Hauses 311 für und 341 gegen den Vorschlag des Premierministers gestimmt hatten, der letztere also mit 30 Stimmen in der Minderheit geblieben war. Vorher hatte Goschen die Bill noch einmal in vernichtender Rede kritisiert, Parnell sie zu verteidigen versucht und Gladstone zu demselben Zwecke eine anderthalbstündige Rede vom Stapel gelassen. Goschen legte zum Schluß seiner Ansprache mit Worten, welche der Gelegenheit würdig entsprachen, den Versammelten ihre Pflicht ans Herz. „Wenn das Haus, sagte er, der Bill beistimmte, so würde es die Verfassung unsers Landes verstümmeln, zu deren Wächtern wir aufgestellt sind. Wir sind verpflichtet, unsern glorreichen Besitz ungeschmälert und unbeschädigt denen, die nach uns kommen, zu übergeben. Ich beschwöre das Haus bei den Überlieferungen, deren Erben wir sind, bei allen gegenwärtigen Obliegenheiten, bei unsern Hoffnungen auf eine mächtige und wohlthätige Zukunft des Reiches, bei unsrer Pflicht gegenüber der Königin, welche diese Lande regiert, Sorge zu tragen, daß unsre Nachkommen bezeugen können, wir haben das in uns gesetzte Vertrauen nicht getäuscht.“ Als das Ergebnis der Abstimmung verkündigt wurde, folgte eine Szene unbeschreiblicher Aufregung und Leidenschaftlichkeit. Die Tories sprangen triumphirend auf, warfen Hüte und Taschentücher empor und schrien, um heiser zu werden. Chamberlain und die Radikalen begnügten sich mit zufriednem Lächeln. Die Anhänger des Ministeriums waren stumm, wie vom Donner gerührt; denn sie hatten noch wenige Augenblicke vorher sich für die Sieger gehalten. Die Parnelliten vermochten ihre Enttäuschung und ihren Verdruß nicht zu verbergen. Sie heulten, als Chamberlain aus dem AbstimmungsSaale zurückkehrte, zeigten mit den Fingern auf ihn und nannten ihn einen Verräter. Gladstone ertrug seine Niederlage mit geziemender Würde. Als der Jubel der Sieger und das zornige Toben der Besiegten sich etwas gelegt hatten, stellte er den Antrag, das Haus wolle sich bis Donnerstag vertagen, worauf der Homeruler Healy zornglühend sich erhob und ihm zurief, er möge „sich der Worte erinnern, die Friedrich Douglass gesprochen.“ Ein anderer Ire, D’Connor, der sich ebenfalls in großer Aufregung befand, erklärte sich erfreut über die Abstimmung, „weil sie der Diktatur von Ränkesucht und Unfähigkeit ein Ende mache.“ Man konnte einen Augenblick glauben, dies sei auf Gladstone gemünzt. Als aber der Sprecher des Hauses die Ordnung einigermaßen wiederhergestellt und die Versammlung den Antrag des Ministers auf Vertagung angenommen hatte, brachte D’Connor ein dreimaliges Hoch auf den „großen alten Mann“ aus, in welches außer der irischen Brigade auch ein erheblicher Theil der Liberalen und Radikalen einstimmte. In den Vorsälen begann, als die Abgeordneten sich entfernten, ein Anhänger des Premiers die Volkshymne zu singen, und das Publikum, das dort der Entscheidung geharrt hatte, fiel ein und begrüßte Gladstone abermals mit Hochrufen. Die Bitterkeit seiner Niederlage wurde ihm dadurch einigermaßen verfüßt, aber mit dreißig Stimmen geschlagen zu sein, blieb bitter genug, und

daß von der ganzen Londoner Presse nur Daily News, Gladstones Leiborgan, diesen Ausgang bedauerte, war eben kein Trost für die Zukunft. Die Times rühmt die große Mehrheit, die gegen die irische Gesetzbill stimmte, als eine über alle Erwartung entscheidende und hofft von den bevorstehenden Neuwahlen, das Land werde einen ähnlichen Wahrspruch abgeben. Der toryistische Standard behauptet, Gladstone habe seinen Ruf als Staatsmann zu Grunde gerichtet und die Unterstützung seiner Partei eingebüßt — was zu viel gesagt ist, da dies nur von einem Teile der Liberalen gilt. Wenn er an die Wähler appellire, werde er erfahren, daß ihm auch das Vertrauen des Landes verloren gegangen sei — was eine Wahrscheinlichkeit, aber immerhin keine solche ist, deren Inhalt sich zuversichtlich prophezeien läßt. Der Daily Telegraph endlich bemerkt: „Dieser höchst entscheidende und höchst willkommene Ausgang des großen Streites drückt in emphatischer Weise die tiefgehende Unzufriedenheit des Hauses der Gemeinen mit den thörichten Projekten und den unbestimmten Erklärungen Gladstones und seiner Amtsgenossen aus, und wir sind überzeugt, daß die Stimme der Abgeordneten im großen und ganzen getreu die Meinung des Landes über die jetzt gefallene Bill wiedergiebt.“

Der „große alte Mann“ scheint diese Ansicht von der Hoffnungslosigkeit seines irischen Planes nicht zu teilen, weil er sonst nach dessen Scheitern im Unterhause von seinem Amte zurückgetreten sein würde. Er will aber bleiben und es mit ihm bei der Wählerschaft versuchen, an die er zunächst wieder eine seiner Manifeste erlassen wird. Mittlerweile beschloß ein von ihm einberufener Ministerrat, von der Amtsniederlegung Abstand zu nehmen, weil ein solcher Schritt nur zur Verlängerung der akut gewordenen Krisis dienen könnte, und nach Auflösung des Unterhauses zu Neuwahlen zu schreiten. Die Königin hat diesem Kabinettsbeschlusse ihre Zustimmung erteilt, und so ist der Auflösung für die letzte Woche dieses Monats entgegenzusehen. Die neuen Wahlen würden in der ersten Hälfte des Juli stattfinden.

Die Abstimmung des Unterhauses über die zweite Lesung der Homerule-Bill wird in den Annalen des britischen Parlaments einen hervorragenden Platz einnehmen. Sie fand zufällig gerade am Jahrestage des letzten Sturzes der Regierung Gladstones statt. Damals wurde das liberale Ministerium mit 252 gegen 246 Stimmen geschlagen, jetzt waren seine Gegner also weit stärker an Zahl. Es beteiligten sich an der Abstimmung von den 670 Mitgliedern des Hauses der Gemeinen nicht weniger als 657, und ziehen wir in Betracht, daß die irischen Stimmen sowie die der Kabinettsmitglieder von der Minderheit von 311 abgerechnet werden müssen, wenn man eine richtige Vorstellung von der Zahl der Abgeordneten gewinnen will, welche Gladstone unparteiisch unterstützten, so schmelzen die Anhänger der Bill auf nicht viel mehr als 200 Köpfe zusammen, denen 341 Widersacher der Maßregel gegenüberstehen. Eine weitere Betrachtung der Abstimmungsliste zeigt, daß die siegreiche Mehrheit aus 249

Konservativen, 91 Liberalen und 3 Unabhängigen zusammengesetzt war, und daß sich unter den Liberalen, welche gegen den Führer ihrer Partei stimmten, folgende Mitglieder früherer liberaler Ministerien befanden: Lord Hartington, John Bright, Goschen, Chamberlain, Courtney, Heneage, Trevelyan, Brand und Cairne. Das sind sehr merkwürdige Thatsachen, welche von der Königin, dem Kabinet und den Führern der Opposition ohne Zweifel gewürdigt worden sind. Indes konnte man im Hinblick auf die konstitutionelle Praxis nicht behaupten, daß es Gladstone dadurch verboten worden sei, die Königin um die Erlaubnis zur Auflösung des Parlaments und zur Anordnung von Neuwahlen zu bitten.

Inzwischen können wir einen Rückblick auf den wichtigen Kampf thun, zu dessen Ausgang sich jeder patriotisch gesinnte Engländer aufrichtig Glück wünschen wird. Für uns war es vom ersten Augenblicke der Einbringung der irischen Bill, wo nicht sicher, doch sehr wahrscheinlich, daß sie nicht Annahme finden würde, obwohl Gladstone all sein Geschick auf sie verwendet hatte und zu erwarten war, daß er mit allen Manövern für ihre Durchbringung sorgen werde. Sie trug von Anfang an die Merkmale eines Machwerkes an sich, das mehr unter dem Einflusse sentimentaler als unter dem Antriebe staatsmännischer Gedanken ausgeklügelt war und ein zu weitgehendes Prinzip verwirklichen wollte. Sie war zu überladen mit Einzelheiten und zu gefährlich, um Gesetz werden zu können. Später begriff Gladstone dies selbst und suchte nun die mächtige Gegnerschaft, welche er sich geschaffen hatte, durch Rückzüge und andre Strategeme zu entwaffnen, bei denen seine Voreingenommenheit mit seinem parlamentarischen Instinkt um den Vorrang stritt. Alle seine Anstrengungen waren aber vergeblich, und er wird sich nunmehr klar darüber sein, daß es eine eitle Erwartung war, wenn er meinte, das britische Parlament werde auch nur das bloße Prinzip eines Gesetzentwurfes, wie dieser, im Verlaufe einer einzigen Session annehmen. Er wird jetzt einsehen und von dieser Einsicht Nutzen ziehen, daß eine englische Regierung nicht von den Engländern verlangen darf, sich um den Preis der Einheit des Reiches und irgend einer Schwächung und Minderung der Suprematie des Reichsparlamentes den sozialen Frieden, die Dankbarkeit der irischen Nationalisten und ein ungestörtes englisches Parteileben zu erkaufen. Die Vertreter der Nation begriffen diese Unmöglichkeit eher und verwarfen den Vorschlag mit dem gesunden Menschenverstande und dem echten Patriotismus, welcher die Mehrheit derselben früher in der Regel beseeelte, in den letzten Jahren aber sich nicht selten vermissen ließ. Es wird jetzt, sobald alle Gefahr vorübergegangen ist, eine Zeit folgen, wo die Denkenden im Volke sich das irische Problem mit verhältnismäßiger Ruhe und Kühle überlegen und sich aus dem Wüste von thörichten Vorschlägen und unklugen Neuerungen, aus denen das Gladstonesche Projekt zum großen Teile besteht, die dazwischen liegenden richtigen und ausführbaren Gedanken herausnehmen können.

Niemand wird daran zweifeln, daß es ganz richtig wäre, wenn ein Minister wünschte, daß Frieden und Freundschaft zwischen den Irländern und der übrigen Bevölkerung des Reiches herrschen, und wenn das Parlament alles, was den Irländern ohne Gefahr zugestanden werden kann, gern und bald zugestehen wolle. Es ist also die Aufgabe der Zukunft, sich aus den Trümmern des unvorsichtig zusammengebauten Reformgebäudes Gladstones das Material zu einem einfachern und haltbarern Gesetzbaue zur Versöhnung Irlands zu suchen. Der Premierminister hätte die Grundsteine zu einer solchen Gesetzgebung selbst legen können, wenn er das Prinzip seiner Maßregel sorgfältig erwogen und abgegrenzt und es nicht mit einer Masse gefährlicher und aussichtsloser Einzelheiten ausgestattet hätte. Zwar entschloß er sich zuletzt, einen guten Teil davon über Bord zu werfen, aber die Punkte, an denen er mit mehr oder weniger Zähigkeit festhielt, reichten hin, dem Ganzen das Schicksal zu bereiten, welchem es jetzt verfallen ist. Hätte er dem Unterhause eine Resolution dargeboten, welche, ohne weniger Wohlwollen gegen die Irländer auszudrücken, die seine Verbündeten waren, mehr den Empfindungen der Engländer und Schotten Rechnung getragen hätte, so würde dieselbe wahrscheinlich angenommen worden sein. Die Mehrheit der Unterhausmitglieder würde vermutlich nicht nein gesagt haben, wenn der Premier beantragt hätte, den Irländern eine gesetzgebende Körperschaft zu gewähren, die sich einzig und allein mit rein irischen Angelegenheiten zu beschäftigen hätte, unter unveränderter und bleibender Obergewalt und Beeinflussung des Reichsparlaments tagte und beschloße und in keiner Weise die Einheit und die Interessen des Gesamtstaates zu bedrohen oder die Sicherheit der Minderheit der Bevölkerung Irlands zu schädigen vermöchte. Ein solcher Antrag hätte auf fast einmütige Billigung und Annahme rechnen können und würde vielleicht zur Grundlage einer höchst wertvollen Versöhnungsmaßregel geworden sein, die dem Staate volle Sicherheit geboten hätte. Gladstone dagegen häufte, von einer Idee verführt, was bei ihm häufig der Fall ist, unüberlegte Details auf ein unvorsichtig angenommenes Prinzip und hielt mit verblorener Hartnäckigkeit an dieser seiner Schöpfung fest, und die Folge war, daß, als er zuletzt sich abmühte, sein irisches Parlament so zu gestalten, daß es wie bloß örtlich und wie unabhängig aussehen konnte, seine eignen Worte und Klauseln ihm widersprachen. Eine weitere Folge war, daß seine Partei, die Liberalen, in Verwirrung geriet, in der sie ihm mißtraute und in großer Anzahl gegen die ganze Maßregel zu stimmen beschloß, gleichviel, ob sie zurückgezogen und umgestaltet werden sollte oder nicht. Was soll nun zur Lösung der Frage geschehen? Chamberlain hat auf den Weg hingewiesen, wie Kanada das Problem eines Parlaments dieser Kolonie löst, welches über einer Anzahl von örtlichen gesetzgebenden Versammlungen als Kontrolle steht. Aber die Hauptfrage ist nicht mehr, ob Irland eine Art Home Rule haben soll, sondern die Kontroverse dreht sich darum, welcher Art dieses Home Rule sein soll. Mit

dem Programm Salisburys: ein paar Jahrzehnte Zwangsgefetze in Irland und kräftige Beförderung der Auswanderung des keltisch-katholischen Elements auf Kosten des Staates, wird es kaum gehen. Auch hieße das die Feinde Englands in Nordamerika verdoppeln, die jetzt schon zahlreich und stark genug sind.

Es sieht gegenwärtig aus, als wollte das englische Parteileben sich umgestalten, jedenfalls zeigen die alten Gebilde desselben Risse und Spalten, welche sich kaum wieder schließen lassen werden, und vielleicht hat der Streit um Irland schon das Wort emporgehoben, um das die sich trennenden Elemente sich neu gruppieren werden, wo nicht für die Dauer, doch für die nächste Zeit. Allerdings gehen solche Auflösungen und Neubildungen in England langsam vor sich. Die beiden Hauptparteien halten mehr oder minder zäh ihre alten Namen fest. Wenn Lord Churchill sich oft als Tory bezeichnet, so folgt er dem Beispiele Beaconsfields, der seinen guten Grund dazu hatte; denn er hatte als Mr. Disraeli in Romanen und öffentlichen Reden den Konservatismus, wie Peel seine Milde rung des alten Tory-Kredos getauft hatte, nicht selten verspottet. Er ging deshalb auf die alte Bezeichnung zurück, die überdies, da sie eigentlich nichts mehr sagte, elastischer war und jede unverhoffte Entwicklung decken konnte. Als z. B. 1867 eine Reformbill, die viel weiter als die von den Liberalen vorgeschlagene ging, nicht wohl von einer konservativen Regierung kommen konnte, stützte sich Disraeli auf die paradoxe Behauptung, die Tories wären bisher stets die nationale und auf das Wohl des Volkes bedachte Partei gewesen und sollten auch fernerhin so aufgefaßt werden. Indes hatte dies bisher nur teilweise Erfolg. Es giebt in England keine „toryistischen“ Vereine, und kein Wahlkandidat nennt sich einen „Tory,“ wogegen man zahlreichen „konservativen“ Klubs und „konstitutionellen“ Vereinigungen begegnet, welche alle dieselben Politiker einschließen, die Salisbury gelegentlich als Tories anredet. Stets aber wechseln die drei Bezeichnungen, als ob die Partei, die sie gebraucht, nicht recht wüßte, welche sie wählen sollte. Ihre Gegner waren bisher besser daran: der große liberale Regenschirm vereinigte bis vor kurzem eine Gruppe sehr verschiedener Geister unter sich: alte Whigs, denen Lord Randolph Churchill ein Revolutionär war, stramme Fortschrittsfreunde altmodischen Charakters, Volkswirtschaftler mit streng freihändlerischen Grundsätzen nach jeder Beziehung hin, Fürsprecher für Landverteilung, Verteidiger des Home Rule und einen Schweif von Radikalen, denen das Recht der großen Grundeigentümer, das Oberhaus und die Staatskirche als ebensoviele Greuel erscheinen. Heutzutage aber vereinigt das Wort „liberal“ so wenig mehr, daß man es garnicht mehr anwenden sollte. Es kann jetzt einen Homeruler, einen Mann, der mit Gladstone blindlings durch Dick und Dünn geht, einen Barnelliten, einen gemäßigten Separatisten bezeichnen, anderseits aber auch einen Whig, einen liberalen Unionisten, einen Radikalen von Chamberlains Farbe und einen, dem Brights Ansichten besser zusagen. Diese Zerfetzung hat einzig und allein die irische Bill hervorgerufen.

Sie hat wie das Wort von oben gewirkt, das die am Babelturme bauenden Völker verwirrte und auseinander trieb. Sie ist ein zweischneidiges Werkzeug gewesen, das die liberale Partei zerschnitten hat, ehe diese bunt zusammen gewürfelte Organisation imstande war, es zur Verstümmelung des Vereinigten Königreiches zu benutzen.

Von diesem Zerfalle der Liberalen gedenken jetzt die Freihändler Nutzen zu ziehen. Lord Bramwell und der Earl of Wemyss stehen an der Spitze einer Bewegung, welche einen großen Verein gründen will, der alle „Anhänger der individuellen Freiheit in ihrem Gegensatz zur Staatshilfe“ umfassen soll. Nach ihrem Programm beabsichtigt die neue Liga „allmählich die Dienste des Staates auf die Verteidigung von Land, Person und Eigentum zu beschränken.“ Wir glauben, daß die Herren ihre Zeit nicht recht begriffen haben und kein gutes Geschäft machen werden. Die Erfahrungen, welche England in den letzten Jahren mit dem Evangelium Cobdens gemacht hat, sind nicht dazu angethan, ein Beharren bei demselben oder gar eine Erweiterung und Verschärfung der Ausführung seiner Grundgedanken zu empfehlen. Es mag etwas Heroisches haben, wenn Leute trotz dieser Erfahrungen den Individualismus noch als allein seligmachend predigen, aber wie schön er sich auch in der Theorie ausnimmt, die Praxis hat erwiesen, daß er auch in England nicht die rechte nationale Politik ist, und die Engländer sind ein praktisches Volk. Sie haben gesehen, und ihre Presse sagt es ihnen jetzt offen heraus, daß die Industrie der festländischen Nachbarn, der Deutschen und der Franzosen, mit ihrer Staatshilfe die britische zu überflügeln begonnen hat, daß die letztere nur durch das Wenige, was der Staat durch Verbesserung des Unterrichts und auf andern Wegen für sie gethan, in den Stand gesetzt worden ist, sich jenem Wettbewerbe gegenüber zu behaupten, und daß ein Unternehmen wie das beabsichtigte, das den Individualismus auf die Spitze treiben und den Staat nur noch als Schutzmann gegen inländische Diebe und Mörder und gegen fremde Eroberer fortexistiren lassen will, gerade jetzt mindestens sehr unzeitgemäß ist.

Sehr zeitgemäß dagegen und, wie wir glauben, auch aussichtsvoll wäre eine Organisation, zunächst für die kommenden Parlamentswahlen, welche alle Freunde der Reichseinheit gegen alle Feinde derselben vereinigte, etwas wie in den ersten Jahren nach 1866 das Zusammengehen aller Nationalgesinnten Deutschlands in der Unterstützung der Gedanken und Pläne Bismarcks, soweit sie den Ausbau der Einheit bezweckten — eine Unterstützung, bei der sowohl Liberale als Konservative ihren Parteiwünschen Schweigen auferlegten. Angesichts des großen Kampfes über die Lostrennung Irlands sinken die Unterschiede zwischen Whigs und Tories, Konservativen, Liberalen und Radikalen zu geringer Bedeutung herab. Es wird die Zeit kommen, wo der Streit zwischen denen, die rasch, und denen, die mit Bedacht reformiren wollen, sich allmählich wieder entwickelt wird. Konservatismus und Radikalismus sind dauernde Ele-

mente im politischen Leben, weil sie unvergänglichen Tendenzen in der Menschennatur entsprechen. Es giebt aber Momente in der Geschichte der Nationen, wo Neuwahlen die Bedeutung eines französischen Plebiszits haben. Die englischen Wähler haben sich bei den bevorstehenden Parlamentswahlen als zur Entscheidung der Frage berufen anzusehen: Soll das Reich zerteilt werden? die durch jedes *Botum* für einen Unionisten verneint, durch jeden für einen Separatisten abgegebenen Stimmzettel bejaht wird. Bei dieser Auffassung des Abstimmungsaktes ist es wichtig, daß auch in solchen Wählerchaften, wo ein unionistischer Kandidat keinerlei Aussicht hat, gewählt zu werden, jeder Freund der Reichseinheit an der Urne erscheint, um für einen solchen zu stimmen. Nur so wird klar werden, wie viele Engländer, Schotten und Irländer die Union erhalten, wie viele sie getrennt sehen wollen. Über diese große Entscheidungsstunde hinaus würde eine Partei, die nur die Union auf ihr Banner schriebe, nicht Bestand haben, denn die Frage, welche jetzt zu beantworten ist, wird von der Tagesordnung verschwinden, während gewisse Reformbedürfnisse fortleben werden. Indes hat die Haltung Hartingtons, Chamberlains und anderer liberalen Führer in dieser Sache und die Unterstützung, die ihnen vonseiten der Konservativen zuteil wurde, bewiesen, daß in der jetzigen Opposition die Elemente zu einer neuen Partei vorhanden sind, die sich nach der Krisis bilden könnte. Die eigentliche Opposition, die zwischen den Bezeichnungen Tories, Konservative und Konstitutionelle schwankt, besteht in Wahrheit aus gemäßigt Liberalen, welche die öffentlichen Angelegenheiten vom nationalen Standpunkte aus beurteilt und behandelt wissen wollen. Sie ist in ihrer Mehrzahl mit dem vernünftigen Liberalismus vom heutigen Tage näher verwandt als mit dem alten Toryismus. Als „Unionisten“ im bevorstehenden Wahlkampfe, als „National-liberale“ in der Zeit nach dessen Entscheidung könnten sie Tausende mit sich vereinigen, welche sich weigern würden, sich „Tories“ oder „Konservative“ zu nennen, während sie durch Annahme eines neuen Parteinamens gewinnen würden. Denn in England haben solche Namen wie überall und vielleicht mehr als anderwärts ihre Kraft und Wirkung, und mancher, der sich rühmt, sein Leben lang für keinen Tory gestimmt zu haben, wird geneigt sein, bei der nächsten Parlamentswahl für einen Konservativen, der sich ihm als Unionist, als Verteidiger der Reichseinheit vorstellt, seinen Zettel in die Urne zu werfen. Auch giebt es nichts, was in Zukunft die bleibende Verschmelzung aller patriotischen Gegner des irischen Repeal zu einer neuen nationalliberalen Partei verhindern könnte.

